

Bote von St. Afra

Vierteljahrsblätter
der Fürsten- und Landes[schule St. Afra



Herausgegeben im Namen des Lehrerkollegiums von Rektor Dr. Hartlich

9. Jahrgang

Dezember 1931

Nummer 4

Inhalt: Zum neuen Jahre. Chronik. Ecce der Ortsgruppe Chemnitz d. B. e. F. Zu Geheimrat Dr. Dreschkes „Aus Afras Vergangenheit“. Deutsche siedeln in Angola. Brief an die Elternschaft. Schulgeld und Schulgeldermäßigung. Ecce 1931. Methodus castigationis. Der Leipziger Afranerabend. Lebenslauf. Der Volks-Brodhaus. Familiennachrichten. Geschäftliches.

Zum neuen Jahre.

Werkleute sind wir: Knappen, Jünger, Meister,
und bauen dich, du hohes Mittelschiff.
Und manchmal kommt ein ernster Hergereister,
geht wie ein Glanz durch unsre hundert Geister
und zeigt uns zitternd einen neuen Griff.

Wir steigen in die wiegenden Gerüste,
in unsern Händen hängt der Hammer schwer,
bis eine Stunde uns die Stirnen küßte,
die strahlend und als ob sie alles wußte
von dir kommt wie der Wind vom Meer.

Dann ist ein Hallen von dem vielen Hämmern,
und durch die Berge geht es Stoß um Stoß.
Erst wenn es dunkelt, lassen wir dich los:
Und deine kommenden Konturen dämmern.

Gott, du bist groß.

Rainer Maria Rilke.

Chronik.

Praecipe lugubres cantus! Noch in den Michaelisferien und zwar am 26. Oktober verschied die Gattin unseres Konrektors, Frau Anna Höhne in ihrem 50. Lebensjahr. Grazie und Anmut waren ihr eigen bis in schwerste Leidenszeit hinein, und ihr Herz trug allzeit Verlangen nach dem Schönen. Ihr Leiden und Sterben hat uns alle mit tiefster Trauer erfüllt. Seit dem 30. Oktober ruht sie auf unserem Afrafriedhof. Die Schule, der sie sich eng verbunden fühlte, hält ihr Andenken in hohen Ehren.

Auch sonst waren die diesjährigen Ferien getrübt. Wir erkannten mit Schrecken, wie schlimm sich die Notverordnungen auf das Leben und Wirken der höheren Schulen auswirken mußten. Zunächst galt es, in Eile eine neue Unterrichtsverteilung aufzustellen. Da sämtliche Verwaltungsstunden zu streichen waren — die Verwalter der Bibliotheken, des physikalischen Kabinetts etc. müssen künftig ohne jeden Stundennachlaß arbeiten, ja nicht einmal die besonders mühsame und zeitraubende Verwaltung des Gemeinen Kastens und der Schulbank wird angerechnet —, so schrumpfte die Tätigkeit unserer beiden Assessoren sehr zusammen, und was unterrichtlich immer sehr zu beklagen ist, die Lehrer wechselten zum Teile mitten im Schuljahre in den Fächern. Da anderseits Professor Näther am Franziskanerum voll beschäftigt war, wurde der Zeichenunterricht an unserer Schule Herrn Otto Walcha vom Franziskanerum anvertraut, der uns weder als Schwiegersohn unseres Konrektors noch als Künstler unbekannt war. Herrn Professor Näther aber hat der Rektor für seine über 30 Jahre währende Tätigkeit an St. Afra gedankt, er selber feierte seinen Abschied dadurch, daß er ein wunderschönes Gemälde von der Ostfront der Fürstenschule gemalt hat. Referendar Bruggmanner wurde zum Assessor ernannt, aber ein Feld seiner Betätigung im öffentlichen Schuldienst fand er natürlich nicht. Er mußte es als Glück betrachten, daß eine Privatschule in Breslau nach seinen Diensten verlangte. Wir bewahren dem jungen strebsamen Kollegen, der ganz zu uns gehörte, ein freundliches Andenken. An seine Stelle trat der Referendar Bernhard Tauchnitz, den wir, wie auch seine junge Kraft nach Betätigung verlangt, nur auf sein Pflichtteil von Stunden setzen können. Übrigens haben sich die Bestimmungen über die Einschränkungen im höheren Schulwesen an St. Afra noch nicht in voller Schärfe gezeigt, die Krise wird erst Ostern 1932 eintreten. — Im Laufe des November kehrten Schüler, die wegen Krankheit oder Verletzung länger gefehlt hatten, zu uns zurück, außer Beck (IA), Becher (IIA), Pfeiffer (IV), auch der Unterprimaner Gensichen, der im zeitigen Frühjahr auf das Fridericianum nach Davos gegangen war. Wir freuten uns, ihn völlig genesen wieder unter uns begrüßen zu können. Aber es gab neue Verletzungen: wegen einer Sehnenzerrung, die er sich im Dienste zugezogen hatte, mußte Kantor

Helm vom 16. bis 28. November fehlen, eine komplizierte Beinverletzung erlitt der Unterprimaner Köhiger, der nach langem Krankenlager erst vor wenig Tagen im Auto nach seiner Heimat Freiberg gebracht worden ist. Auch der Oberprimaner Gläsel zog sich einen Bruch des Unterarmes zu, aus gleichem Grunde mußte schon vorher der Unterprimaner Pfeiffer zeitiger nachhause beurlaubt werden.

An der Eccefeier des Vereins alter Fürstenschüler in Dresden nahmen Konrektor Höhne und Dr. Lorenz teil, am Sonnabend vor dem Totenfest beging die Schule vollzählig die Feier des heiligen Abendmahls, und um 8 Uhr abends begann die Eccefeier in der Aula. Dr. Hansen als Hebdomadar hielt die Ansprache und verlas sodann die Liste der 26 afranischen Toten. Das Ecce selber dirigierte bei Behinderung unseres Kantors Helm, aber ganz in seinem Geiste, der Unterprimaner Woldert. Am 24. November war Marschtag. Eine wirkliche Marschleistung vollbrachte auch unter Führung des Konrektors Höhne die Unterprima A. Die anderen Klassen wurden zumeist zu Besichtigungen geführt und zwar nach Dresden. Ich muß hier rühmend hervorheben, daß die Oberprima B unter meiner Führung im Hygienemuseum, noch dazu an einem Tage, an dem es eigentlich geschlossen war, mit größtem Entgegenkommen empfangen wurde; durch die sachkundigen Erklärungen des Herrn Dr. Michael haben wir unendlich viel gelernt. An dem sehr gelungenen Vortragsabend des Vereins für das Deutschtum im Ausland (28. Nov.), an dem Herr Studienrat Durach über das Burgenland sprach, konnte der Rektor leider wegen anderweiter Behinderung nicht teilnehmen.

Der Kirnieszball war mit Rücksicht auf die Notzeit ausgefallen, aber für den 12. Dezember (Sonnabend) hatten wir zur Musikaufführung geladen. Als Solisten traten mit großem Erfolge auf die Oberprimaner Meyer und Niedner, die Unterprimaner Woldert (Klavier) und Segniß (Gesang). Aber wir durften uns auch schöner Leistungen des Orchesters, aus dem Kantor Helm immer ungeahnte Leistungen hervorruft, erfreuen und herrlicher Chorlieder. Der Tanz, der nun folgte und offenbar einem längst gehegten Bedürfnis entsprach, war unseren Primanern herzlich zu gönnen. Am 16. Dezember sprach der Rektor im Meißner Geschichtsverein vor einem zahlreichen Zuhörerkreis über das Thema: Streifzüge durch die Geschichte von St. Afra. Am 19. Dezember traten unsere Abiturienten zur Abschlußprüfung im Turnen an. Keiner versagte, und nicht selten konnte man ausgezeichnete Leistungen sehen. Auch am nächsten Tage (Sonntag) war Prüfung, unsere Obersekundaner sollten ihre Tanzkunst zeigen. Herr Tanzmeister Schade hatte dafür gesorgt, daß sie mit Ehren bestanden. Nun war die letzte Woche in dem schon lange adventlich geschmückten Hause angebrochen; daß es sehr weihnachtete, dafür hatte vor allem Schwester Clara gesorgt. Es gab plötzlich einmal Kuchen, dann kam auch der Stollen auf die Tische. Dafür wurden ihr auch unvermutet Weihnachtslieder vor dem Graupenloch gesungen. Diese ertönten nun auch Dienstag abend 6 Uhr (22. Dezember) in der alten Afrakirche zur Weihnachtsvesper (Solisten: Meyer, Niedner O I, Woldert U I, Klepl, Heilmann O II). Am Abend versammelten sich dann die Kollegen mit ihren Damen zu einer schlichten Feier im Burgkeller, wohl der letzten Weihnachtsfeier, die das Kollegium in dieser Zusammenfassung erlebte.

Herzlichen Dank für eine reiche Spende schulden wir Herrn Dr. Kai-

mund Köhler und Herrn und Frau Dr. Weber, die trotz der schwierigen Zeiten an dem Werke der Afrasilse unverdrossen weiterarbeiten.

Zum Schlusse will ich es machen wie Seneca, der seine Briefe oft mit einem Zitat „aus fremden Gärten“ beschließt. Ich weise dabei meine Leser auf die wundervolle Schrift Eduard Sprangers hin: Das deutsche Bildungsideal der Gegenwart in geschichtsphilosophischer Beleuchtung. (Quelle und Meyer 1929). Auf Seite 56 heißt es dort:

„Sittlich ist, wer die ewige Stimme in seinem Innern hört und befolgt; leistungsfähig, wer vieles weiß und kann. Aber gebildet ist, wer einen Gehalt im Busen trägt, der ihn zugleich dem einzelnen Können gegenüber frei und unabhängig macht und ihn mit seinem Wesen und Tun stärker an ewige Werte fettet, als es das bloße Kulturbedürfnis vermag. Von Bildung und Bildungsideal im eigentlichsten Sinne reden wir nur da, wo zu jenen ersten beiden Momenten in starker Ausprägung dies dritte hinzutritt: die freie Menschlichkeit, die sich keinem äußeren Kulturzweck anders hingibt, als mit vollem Anteil der sittlich behaftenden Seele. Dies Darüberstehen über dem Drang und Zwang der Dinge macht erst volle Bildung aus!“ Wie sagt Horaz?

Et mihi res, non me rebus subiungere conor.

Ep. I, 1, 19.

Abgeschlossen am 26. Dezember 1931.

Hartlich.

Ecce

der Ortsgruppe Chemnitz des Vereins ehemaliger Fürstenschüler in der Kirche zu St. Pauli am 28. November 1930, gehalten von Pfarrer Lotichius, Afr. 99, Kreuzgemeinde Chemnitz.

1. Petri 1, 24, 25.

Unter den Weihelklangen des ecce quomodo moritur justus sind wir alten Fürstenschüler mit den Unsrigen und Angehörigen unserer entschlafenen Freunde versammelt, um Totengedächtnis zu halten. Eine stille Gemeinde, vor der der Lärm des Tages verstummt. Wir lassen die Vergangenheit zu uns reden. Nicht in weichmütiger Gefühligkeit. Wir geben uns der Erinnerung hin, nicht weil sie das Paradies uns wäre, aus dem wir nicht vertrieben sein wollen. Es geht uns auch nicht nur um das Festhalten an einem alten schönen, seit den Tagen der Jugend uns liebgewordenen Brauche, wenn wir heute ehrfürchtig und mit warmen Herzen die grüßen, die aus dem coetus der alumni quondam Grimenses et Afrani in das große Geheimnis der anderen Welt hinübergegangen sind.

Uns führt Tiefere zusammen. Von unserer Gemeinschaft darf es wohl heißen: „Das Band, das uns verbindet, löst weder Zeit noch Ort.“ In entscheidenden Jahren der Jugend haben wir die gleichen Erlebnisse gehabt, haben sie gehabt im engen Verbundensein einer *сyкловоз*, die nicht nur die äußeren Lebensumstände, die auch die innersten Anliegen

und Fragen des jungen Menschen umspannte. Wertvollste Lebensgüter wurden uns an denselben Quellen zuteil. Unser Geist hat sich entfaltet, unsere Seele ist lebendig geworden, unser Wille hat das Sichhinein-graben in die Tiefen gelernt in der Geistigkeit und Geschlossenheit der Bildungsstätte, durch die unser Weg in seiner Richtung entscheidend bestimmt worden ist. Wer um die Gemeinsamkeit solcher weiß, die vom Herzblut einer Mutter genährt wurden, der fühlt und versteht, was uns bewegt, wenn dieser und jener unsrer ehemaligen Schulkameraden zu den Toten entboten wurde. Ihr Leben ist mit dem unsrigen verwachsen. Es sind wirklich unsere Toten. Ihrer zu gedenken ist uns innerstes Anliegen.

Zu einzelnen von denen, deren Namen dann verlesen werden sollen, haben wir enge persönliche Beziehungen gehabt. In den 50 Nekrologen, die das Grimmaische und Afranische Ecce von 1930 enthält, habe ich siebenmal den Namen unserer Stadt gelesen. Die Verstorbenen werden manchem unter uns hier näher getreten sein. Sind sie vielleicht durch unsere Ortsgruppe hindurchgegangen? Einer hat ihr längere Jahre hindurch nicht nur angehört; er hat sie geführt und durch seine Persönlichkeit Zusammenschluß und Zusammenhalt geschaffen. Ihn grüßen wir besonders in Treue und Dankbarkeit. Bei einem der Namen, die dann genannt werden, wird im Bruderherzen das Weh der Trennung wieder lebendig werden. Wer mag einen Menschen lieb haben, ohne Schmerz zu empfinden, wenn sein Platz leer geworden ist?

Was ist der Mensch! Wie fliehet er vorüber! Immer größer wird die Zahl derer, mit denen wir vertraut und verbunden eine längere Wegstrecke gewandert und die uns nun plötzlich entrückt worden sind. Die Schar der Genossen der Jugend lichtet sich. Man muß nur einmal anfangen zu zählen, dann wächst die Reihe ins Endlose.

Es fährt wie ein Wirbelwind über dürre Gefilde, und Menschen werden dahingetragen wie welke Blätter und Blüten. Alles Fleisch ist wie Gras, alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das ist unser Schicksal. Das ist die harte Wirklichkeit unsres Lebens. Wie wahr und wie ernst hat doch auch der Dichter, der einst zu den Jünglingen redete, das Antlitz des Todes uns enthüllt:

„Mors et fugacem persequitur virum

Nec parcit imbellis iuventae

Poplitibus timidoque tergo.“

Unter unseren Toten sind alle Lebensalter vertreten. St. Augustin trauert um einen seiner ältesten Söhne, der 1858—64 Schüler des Moldanum war. St. Afra mußte einen der jüngsten ihrer ehemaligen Zöglinge in die Tafeln der Toten eintragen. Erst Ostern 1927 hat er in der Reihe der Abiturienten gestanden, denen beim Abgang vom Rektor der Schule das „vita brevis“ zugerufen wurde. Welch eine Zusammenfassung unter dem Geleß der Vergänglichkeit! Alles Fleisch ist wie Gras. Jähers Zerbrehen schönster Jugendkraft neben dem friedvollen Scheiden des Greises, der seinen Lauf vollendet hat.

Wir stehen gleichsam am Heck eines schnellfahrenden Schiffes und sehen das Wasser, über das wir hinwegfahren, unter uns dahingleiten und schwinden. Alles, alles versinkt unaufhaltsam, unwiederbringlich, versinkt scheinbar wertlos und wesenlos in die Tiefe. Gerade weil wir um den Wert des Menschenlebens wissen, weil uns das Leben unsrer Toten

teuer ist, geht es uns nahe, greift es uns ans Herz, wieviel ihr Sterben dahingenommen hat.

Hinter jedem Namen liegt eine Lebensgeschichte. Sind auch zumeist nur die äußeren Umrisse erkennbar, markante Linien treten doch überall hervor. Da und dort sehen wir die Spuren kraftvollen Wirkens, gesegneten Schaffens, hier wieder erste Anfänge, ehrliches, treues Ringen und Wollen, vereinzelt auch die unverkennbaren Merkmale des Geheiterseins. Wir begegnen Menschen, die mit ungestümem Drängen nach weitgesteckten Zielen liefen, begegnen Menschen, die lachenden Auges auf den Höhen des Glücks und der äußeren Erfolge stehen durften, und wir finden andere, denen ein hartes Lebensschicksal tiefe Furchen in das Antlitz grub, deren Scheiden im Schatten der Enttäuschung und der unerfüllten Lebensaufgabe liegt, die unter dem zermürbenden Druck von Sorgen und unüberwindbaren Widerständen, auch unter dem Druck von Schuld und Verfehlung ihre Erdentage beschloffen.

Es liegt uns fern, Wert und Unwert zu messen; es liegt uns fern, einen Kultus treiben zu wollen mit den Toten. Wir sind mit unsrer Feier in das Heiligtum Gottes gegangen. Vor ihm verstummt Kritik, verstummt Menschenruhm. Aber es soll doch nicht unausgesprochen bleiben: Uns tritt in der Lebensgeschichte der Männer, deren wir heute gedenken, soviel ernste Tüchtigkeit entgegen, die in Kirche und Schule, in Stadt und Staat, in Kunst und Wissenschaft, Industrie und Technik, im Helferdienst an den Leidenden und Zerbrochenen unserm Volke zum Segen geworden ist, daß wir danken müssen. Viel hohe geistige Fähigkeiten, viel Willenskraft und Seelentiefe, Glaubensstreue und Verantwortungsbewußtsein, viel schlichte, gerade Vornehmheit der Gesinnung leuchtet uns überall entgegen. Mitunter ist es wie das Flügelrauschen edelsten klassischen Geistes:

„Virtus repulsae nescia sordidae
intaminatis fulget honoribus
nec ponit aut sumit secures
arbitrio popularis aerae.“

Herrlichkeit des Menschen=irdischen Wesens, kreatürlicher Art und doch ein Wert, den wir froh und dankbar umfassen, nicht um die zu rühmen, die ihre Tage vollendet haben, noch weniger, um darauf stolz zu sein, sondern um damit die Stätte zu grüßen, wo die Wurzeln ihres geistigen, ihres inneren Lebens starke, nährende Kräfte aufgenommen haben. Wir gehen damit in das „Reich der Mütter“ und danken, danken für alles, was ihnen und uns von dorthier mitgegeben worden ist.

Dazu gehört auch das Eine, das uns veranlaßt hat, unsere Gedächtnisfeier in der Kirche zu halten. Es klingt wider in dem kleinen, unscheinbaren Wort unsres Textes, das die beiden Glieder unsres Spruches zusammenhält. „Alles Fleisch ist wie Gras. Aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.“ Aber — auf diesem Aber liegt der stärkste Akzent. Wir alten Fürstenschüler haben gelernt, dieses Aber zu sprechen, das sich nicht beugt unter die Herrschaft des Todes. Wenn uns das „ecce quomodo moritur justus“ durch die Seele zieht, dann bricht das Lied damit für uns nicht ab; es findet sein Ende auch nicht in dem „et erit in pace memoria eius“. Vielmehr ringt sich's aus der Tiefe empor, und sein letzter

Altford ist der Jubel der Hoffnung: „in pace factus est locus eius et in Sion habitatio eius“.

Eine andere Wirklichkeit ist hereingebrochen in die Zeit. Die Alten haben sie ganz von ferne geschaut. Das Wissen um den Tod und die Ahnung eines zukünftigen Lebens reichen sich bei ihnen schon leise die Hand. In Scheu und Erwartung bewegen sie sich um das Geheimnis des Sterbens. „Wer weiß, ob unser Leben nicht vielmehr ein Tod und unser Tod nicht Leben sei“ (Euripides). Tastend greift die Antike nach der Tür, die zur Freiheit führt. Und Einer aus jener Zeit, deren Zeugnisse wir in uns aufnehmen konnten, schreitet, wenn ich so sagen darf, königlich frei dem Letzten entgegen, als wäre ihm schon die Vorläufigkeit, der Anfangscharakter des gegenwärtigen Seins zur Gewißheit geworden: *διαπεροούρηται βίος* — „du bist vorbei, Nachtwache meines Lebens“ — so hat es uns der deutsche Dichter übersetzt. Der Tag bricht an, denn das Erste ist vergangen — möchten wir hinzufügen.

Der lebendige Gott verfügt über ein Schöpferwort voll ewiger Kraft und Herrlichkeit, das nicht an die Vergänglichkeit, nicht an die zerbrechliche Form, an das arme Gefäß dieser Erde gebunden ist. Wir stehen vor dem Geheimnis der Ewigkeit mit ihren unausdenkbaren Möglichkeiten für Gottes Walten. Aber wir stehen davor als Christen, die nicht nur von einem Morgen träumen, die den Tod nicht, wie es Luther einmal ausgesprochen hat, „mit eitlen leichtfertigen Hirngespinnsten umschmeicheln“. Gottes Wort ist der Ruf der Gnade zum Leben; er ist in Christus unüberhörbar, klar und eindeutig hineingeklungen in die Welt des Todes. Diesen Ruf zum Leben gilt es zu hören, gilt es aufzunehmen, ihm gilt es zu folgen. Es wird keiner unter uns sein, der nicht heute das Vorgefühl der nahenden Stunde hat, die auch für ihn kommt. So laßt uns das Heute umfassen, in dem die Möglichkeit einer Erneuerung unsres Wesens, innern Wachsens und Fortschreitens, die Möglichkeit reicheren Gewinns für uns und alle, die uns anvertraut sind, angeboten wird. Ich kann noch etwas Besseres, etwas Neues wirken, kann noch selbstloser dienen, kann noch treuer und gehorsamer werden gegen das ewige Wort. Dank sei Gott in der Höhe! Amen.

Zu Geheimrat Dr. Dreschkes „Aus Afras Vergangenheit“.*)

Vergleiche, Vermutungen und Tatsachen.

„In Afras,“ so erzählt Dreschke, „hat fast 25 Jahre lang ein geheimer Freundschaftsbund bestanden, Cheruscia genannt, der sich nach den noch vorhandenen Satzungen zur Aufgabe gestellt hatte, ohne daß die Mitschüler eine Ahnung hatten, den guten Geist der Fürstenschule aufrecht

*) Diese Darlegung ist als eine Ergänzung gedacht zu dem Aufsatz in Nr. 2/3. Anm. d. Schr.

zu erhalten und die Mitschüler in diesem Sinne zu beeinflussen. Man suchte deshalb gegen alle unmoralischen Handlungen und Rohheiten und auch gegen Auswüchse des Pennalismus anzukämpfen.“

Dreschke berichtet weiter, daß er der letzte Führer der Cheruscia gewesen und ihr einziger Überlebender ist.

* * *

Selbstverständlich ist für die Cheruscia das Werben neuer Mitglieder eine Lebensbedingung gewesen. Ebenso selbstverständlich aber mußte diese Werbung, um die satzungsgemäße Verheimlichung des Bundes nicht zu gefährden, mit großer Vorsicht betrieben werden. Man wird sich zwar nur an Leute gewandt haben, deren man sicher zu sein glaubte, aber man mußte doch auch auf Ablehnungen gefaßt sein; denn ein einziger ungeschickt und vergeblich Umworbener konnte alles verraten. In diesem Sinne ist denn auch v. Wilucki, einer meiner Defuriengenossen, nicht lange nach unserem Übertritt in die Obersekunda und damit zugleich auch in die Oberschicht mit der Mitteilung an mich herangetreten, er hätte gehört, daß in Oberenkreisen, d. h. im Rahmen der vier obersten Defurien, die Gründung einer Verbindung geplant würde, die sich höhere Ziele stecken wolle als Schülerverbindungen anderer Gymnasien; er möchte gern dazu gehören; was ich davon hielt; ob ich nicht auch Lust hätte. Da mußte ich ihm denn ohne Besinnen antworten, daß ich leider nicht daran denken dürfe, mich zu beteiligen. Meine Eltern hätten außer für mich für fünf Töchter zu sorgen. Ich war schon auf dem dritten Gymnasium. Der erste Wechsel war eingetreten infolge von Versetzung meines Vaters von Bautzen nach Dresden, der zweite, weil mich mein Vater aus der mehr als 50 Köpfe zählenden Obertertia der Kreuzschule herausbringen wollte auf die Fürstenschule mit ihrem besseren Unterricht und weil er für Ulra von seiner Vaterstadt Freiberg eine Freistelle für mich hatte erlangen können. Würde ich nun als Angehöriger einer verbotenen Verbindung abgefaßt werden, so hätte ich Wegweisung von der Schule zu gewärtigen und mein Vater überdies den Verlust der Freistelle. Es war noch in unserer aller Gedächtnis, daß Robert Bahrdt (gestorben 1922 als Dr. med. und Geh. Hofrat in Leipzig) wegen Beteiligung an einer unstatthaften Verbindung von Ulra fortgeschickt worden war. Nach einiger Zeit frag ich Wilucki, was aus der Sache geworden wäre. Sie hat sich zerschlagen, war die Antwort.

Sowohl die Mitteilung Wiluckis, er möchte gern der geplanten Verbindung beitreten, als auch die Antwort, die Sache hätte sich zerschlagen, waren verbindungspolitische Notlügen, Verschleierungen, um die Tatsache des Bestehens der Verbindung und Wiluckis bereits erfolgten Beitritt zu verheimlichen.

Dreschke sagt: „In den Bund konnte man auch als Oberer, d. i. als Obersekundaner aufgenommen werden.“ Das wäre mein Fall gewesen. Mit dem Wort ‚auch‘ war natürlich gesagt, daß die meisten Mitglieder schon früher aufgenommen worden waren. Aber von wann an konnte das erfolgen? Schon vom Nover an? Spielte dabei die gesellschaftliche Stellung der Eltern eine Rolle?

Man fragt sich aber, warum einen so erfreulichen, nirgends verbotenen Seelenzustand, wie Freundschaft ihn darstellt, verheimlichen und

warum feinetwegen überhaupt einen besonderen Bund gründen und noch dazu einen geheimen? Bestanden nicht auf Ulra zahlreiche Freundschaften, die allgemein bekannt waren und geachtet wurden und zu deren Abschließung und Festigung es keiner feierlichen Schwüre bedurft hatte? Die noch vorhandene Satzung der Cheruscia, deren Veröffentlichung wohl nahe bevorsteht, gibt vielleicht den Grund an für die Geheimhaltung des Freundschaftsbundes. Freilich pflegen wohl nicht alle Geheimbünde das eigentliche Hauptziel ihrer Verfassung einer Urkunde anzuvertrauen, die doch einmal von Unberufenen gelesen werden könnte.

Aber Dreschke selbst gibt ja in seinem kurzen Auszug der Satzung solche Ziele an, die außer der Freundschaft der Bundesbrüder unter sich von den Cheruskern zu erstreben waren. Da galt es noch den echten afranischen Geist aufrecht zu erhalten, anzukämpfen gegen alle unsittlichen Handlungen und Rohheiten und gegen Auswüchse des Pennalismus. Cheruscia war also nicht nur ein Freundschaftsbund der Brüder unter sich, sondern außerdem ein Bund der Fürsorge und Betreuung für außenstehende Mitschüler, ohne daß diese indessen von dem Vorhandensein dieses Bundes eine Ahnung haben durften.

Um nun der Aufgabe gerecht werden zu können, die sich die Cherusker gestellt hatten, den echten afranischen Geist aufrecht zu erhalten, der echten afranischen Überlieferung treu zu bleiben, und unter den Mitschülern durch Vorbild, Aufklärung und Ermahnung dafür wirken zu können, mußten sie vor allem feststellen, wer von ihren Schutzbefohlenen gegen den afranischen Geist, gegen die afranische Überlieferung verstieß und inwiefern. Die Cherusker hatten also ein Richteramt auf sich genommen. Und erst auf Grund der von ihnen als Richter gefällten Urteile konnten sie das satzungsmäßige Werk der Aufklärung, der Ermahnung, der Besserung beginnen. Der entscheidenden Tätigkeit des Richters hatte also die Voruntersuchung, die Tätigkeit des Untersuchungsrichters vorauszugehen. Da war es wohl selbstverständlich, daß der Cherusker die Voruntersuchung bei sich selbst begann und sich ehrlich prüfte, ob er selbst rein und ganz frei von den sittlichen und seelischen Schwächen wäre, von denen er seine Mitschüler befreien wollte. Sollte da niemals ein klein wenig Pharisäertum mit im Spiele und der cheruskische Helfer allezeit der richtige Gärtner gewesen sein?

Doch man darf den Peruschim*) nicht unrecht tun. Nur allzulange sind sie als Heuchler verleumdet worden. In Wirklichkeit sind sie die treuesten Verfechter echten altisraelitischen Geistes, die treuesten Hüter echt altisraelitischer Überlieferung gewesen. Und überdies haben diese Pharisäer genau gewußt, was sie unter echtem Geist, unter echter Überlieferung verstanden. Mit diesen Pharisäern in ihrer Treue verglichen zu werden, wäre eine Ehre für die Cherusker, wenn sie diese verdienten. Sie verdienen sie aber nicht, denn sie wußten nicht, was echt afranischer Geist, echt afranische Überlieferung bedeuteten. Das wird sich bald zeigen.

Und endlich noch ein letzter Vergleich. Wie die Väter Jesu und ihr schwarzer Papst von der Hochburg Fiesole aus, dem Fäsulä des alten Etrurien, in geheimnisvollem Wirken seit Jahrhunderten die Geschicke der römischen Kirche lenken, so leitete Cheruscia und ihr Obernpräside

*) Hebr. Wort, bedeutet „Abgefonderte“, wovon auch „Pharisäer“ stammt.

vom verschwiegene Orte ihres Konvents aus fast durch ein Viertel-säkulum die Schicksale des coetus Afranorum Misniensis. — Aber auch dieser Vergleich hinkt. Denn die Jesuiten arbeiten durchaus nicht immer und überall im Geheimen: Oft in voller Öffentlichkeit und mit offenem Visier. Da aber, wo sie Ziele auf dem Gebiete weltlicher Politik zu erreichen streben, besonders da bedienen sie sich der Masken. Die Bedingungslosigkeit des Geheimverfahrens der afranischen Cheruscia muß andere Ziele verfolgt haben als Freundschaft nach innen, Betreuung nach außen und moralische Obhut von Außenseibern.

Dreschke gibt uns das in folgendem, im Druck besonders abgesetzten und dadurch abhichtlich hervorgehobenem Satz selbst zu verstehen:

„Die Glieder des Freundschaftsbundes haben öfter in kritischen Zeiten einen nicht zu unterschätzenden Einfluß gehabt.“

Kritische Zeiten?! Was waren das für Zeiten? Zeiten, in denen sich unsittliche Handlungen, Rohheiten oder Auswüchse von Vennalismus in beängstigender Weise zusammenballten und den Coetus dermaßen ansteckten und ergriffen, daß er von der Cheruscia entseucht werden mußte und geheilt wurde? Meine Afranerzeit von Ostern 1862 bis Ostern 1867 ist von solchen Erschütterungen frei gewesen, und ich selbst war nie in cheruskischer Behandlung. Dasselbe sagt Richard Koitsch von sich, Afraner von Ostern 1862 bis Pfingsten 1867, ein alter Defuriengenosse Dreschkes. Er ist von Afra nach Zittau übergesiedelt und wohnt jetzt als Dr. med., Sanitätsrat und Arzt i. R. in Dresden-Weißer Hirsch. Er hat Dreschkes Aufsatz gelesen.

Wenn sich nun jene Erfolge der Cheruscia, von denen Dreschke spricht, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf dem Gebiete der inneren Schülermission zugetragen haben, so bleiben für andere Gebiete und ihre kritischen Zeiten in Ermangelung der Veröffentlichung des Archivs oder der Akten des Geheimbundes nur Vermutungen.

Vermutungen aber sollen jetzt einstweilen schweigen und Tatsachen das Wort haben.

* * *

Dreschke kommt nun zur Darlegung seiner Erinnerungen an die Spaltung der Schüler. Da ist es erstaunlich, wie grundverschieden sich in Köpfen von Zeit- und Heimgenossen sich die gleiche Umwelt, die gleichen Ereignisse spiegeln können, ähnlich wie vor Gericht in gutem Glauben abgegebene Aussagen von Zeugen der gleichen Geschehnisse sich bisweilen schnurstracks widersprechen.

Dreschke sagt: „In den 60er Jahren spalteten sich die Oberen, d. i. von Obersekunda an in Forsthe und Spießer.“ In diesem Satze widerspricht jede der darin gemachten vier Angaben den Tatsachen. Zunächst das letzte Wort: „Spießer“. Es bedeutet keinen Druckfehler, denn es wiederholt sich. Es muß aber „Spieße“ heißen: die Unglücklichen, die diesen Namen 8 Semester lang mit sich herumschleppen mußten. Mußten, denn sie hatten sich diesen Namen nicht gewählt, sondern er war ihnen aufgezwungen worden. Aufgezwungen vom Hoch- und Übermut eines Teiles ihrer Mitschüler, die die Macht in Händen hatten und sich selbst in hochfahrendem Stolz Forsthe nannten. Somit kann es nicht heißen, die Schüler spalteten sich; denn die Forsthe machten eigenmächtig und

selbstsüchtig einen Schnitt zwischen sich und den Spießern und wiesen den Verkehr mit ihnen von sich. Um die Gewalttätigkeit dieses Verfahrens unzweideutig zu kennzeichnen, wurde es „Schmeißen“ genannt. Die Spieße wurden von den Forsthen am Tage der Spaltung „geschmissen“, geschmissen weit weg von sich, weg von den Forsthen unter die Spieße. — Dieses Schmeißen aber wurde nicht, wie Dreschke sagt, beim Übertritt in die Obersekunda in die Wege geleitet, sondern schon bei dem in die Mittelertia. Also hatten sich die Spieße 4 lange Jahre mit diesem Zwangsnamen, der sie verächtlich und lächerlich zugleich machte, herumzuquälen und nicht nur zwei, wie Dreschke angibt. Auch die Angabe Dreschkes über die Gründungszeit dieser Spaltung widerspricht den Tatsachen. Sie hat sich jedenfalls früher vollzogen. Als ich Ostern 1862 auf die Schule kam, war Schmiedel, ein vorzüglicher Mensch, mein Oberer am 1. Studiertisch in Bl. Er war Oberprimaner und Spieß, Paul v. Seydenwiz, ebenfalls Oberprimaner, war Forsther. Die Spaltung ihrer Defurie muß 7 Semester vor Ostern 1862 eingetreten sein, also Michaelis 1859. Aber auch Karl v. Mayer, der älteste von vier Afraner-Brüdern dieses Namens, der etwa Ostern 1861 die Schule verlassen hat, ist schon „Forsther“ gewesen, soviel ich mich erinnere. Ich bin bei ihm und seinem jüngsten Bruder Reinhold jahrzehntelang Hausarzt gewesen und wir haben viel über die Spaltung gesprochen. Danach würde die Spaltung bis auf Ostern 1857 zurückgehen. Aber ich glaube, daß die Gründung noch weiter zurückliegt. Uns in Quarta war sie im Sommer-Semester 1862 eine geläufige, althergebrachte, sozusagen selbstverständliche Sache, die immer bestanden hatte und der auch wir nicht enttrinnen konnten. Sie war für den einen Teil ein Gegenstand freudiger, sehnsüchtiger Erwartung, für die anderen ein Gespenst, das stündlich näher und näher rückte, sie schreckte und beängstigte.

Mich schreckte sie nicht, denn es war mir bald versichert worden, daß ich zu den Forsthen genommen werden würde. Aber Hermann Klinghardt, einer meiner Defuriengenossen, mit dem ich bald Freund geworden war, wußte schon lange genau, daß er „geschmissen“ würde. Er war ein klarer Kopf, sehr ehrgeizig und sehr empfindlich und bäumte oft wild auf bei dem Gedanken, daß das Loß seiner Knechtung unabänderlich entschieden wäre. Denn es war auf der Schule und auch in Quarta bekannt, daß die Söhne von Landpfarrern fast alle unter die „Spieße“ gesteckt wurden. Klinghardts Vater war Pfarrer in Jahna bei Meißen, und Kaiser I, der bereits Spieß war, war der Sohn des Pfarrers in dem ebenfalls nahen Zehren. Ich habe nicht begriffen, warum gerade Landpfarrersöhne dem Spießenschicksale verfielen, obwohl sie fast ausnahmslos eine gute Kinderstube aufzuweisen hatten. Mir sind nur zwei Landpfarrer bekannt geworden, deren Söhne zu den „Forsthen“ gehörten: Pfarrer Paul zu Lorenzkirchen, einer der bestausgestatteten Pfarren Sachsens, mit zwei Söhnen, die auf Afra Forsthe waren, und Pfarrer Wahl in Köhlschenbroda, der Inhaber und Leiter eines Progymnasiums, auf dem auch für Afra vorbereitet wurde und namentlich Söhne von Adligen in der Lehre waren, z. B. Karl v. Kirchbach, v. Lüttichau. Von Pfarrer Wahl waren 3 Söhne auf Afra Forsthe; ein vierter ist wohl vor Mittelertia abgegangen.

Die „forsthen“ Oberen hatten ihren Lieblingsstandplatz im großen

Zwinger, an dem steinernen, immer leeren Brunnentrog an der starken Einbiegung der hohen Mauer nach Osten. Dort vergnügten sie sich mit mehr oder weniger harmlosen Foppereien in der Tiefe Vorübermarschieren-der — aber nicht aller, riefen oft und mit lauter über den weiten Zwingerplan schallender Stimme nach entfernt streichenden Perziers oder Sau-schwänzen und liefen und rannten im übrigen völlig ungezwungen im ganzen Zwinger umher, wie und wo es ihnen gerade gefiel. Die spießigen Oberen dagegen bedölkerten die ihnen zugewiesenen Streichgänge auf der mit Lindenalleen besetzten breiten Terrasse, man konnte nicht gerade sagen schweigsam, aber doch weniger geräuschvoll. Aufträge an Angehörige der vier perzenden Dekurien erteilten sie ruhig und ohne Lärm.

Wie erwähnt, wußten Landpfarrersöhne ihr Schicksal, „Spieße“ zu werden, fast sicher schon semesterlang im voraus. Das „Schmeißen“ wurde überhaupt nach bestimmten Grundsätzen geübt. Die Ubligen rückten mit fast untrüglicher Gewißheit bei den Forschen ein. Zu meiner Zeit ist nur ein einziges Mitglied dieses Standes Spieß gewesen, namens v. Jesschwitz. Er war von seinen Standesgenossen fallen gelassen worden, weil er, natürlich ganz unerschuldet, an einem Sprachfehler litt, der ihn zur komischen Figur machte. Er konnte G, S, Sch und Z nicht aussprechen; nannte sich selber Hedwit und, seitdem er einmal Schnupftabak-dose mit Huttewattote wiedergegeben hatte, hieß er nur noch Hedwit und Huttewattote. Er war ein liebenswürdiger Mensch und trug das Doppel-schicksal unaufhörlicher, grausamer Verhöhnung und niederdrückenden Spießentums mit bewundernswürdiger Langmut; trieb man es aber einmal zu toll, so konnte er auch außer sich geraten und wurde dann in seiner stolpernden Unbeholfenheit erst recht ein Opfer des Spottes. Er hat es aber verstanden, seinen Sprachfehler zu überwinden und ist Pre-diger geworden, ein zweiter Demosthenes.

Fast sicher vor dem Geschmissenwerden waren ferner Söhne von Offizieren, die aber auf Ulra selten waren, weil sie meist den Offiziers-bildungsanstalten zugeführt wurden, ferner von höheren Staatsbeamten und Geistlichen, von Universitäts- und Gymnasialprofessoren, von Ritter-gutsbesitzern, wohlhabenden Kaufleuten und Fabrikanten. Alles andere wurde Spieß. Söhne von Landpfarrern wurden schon erwähnt. Aber so-gar Söhne von Superintendenten konnten unter die Spieße geraten. So war zwar der Sohn des Superintendenten der Stadt Meißen, Runze, Forscher, aber der Sohn des Köllner bei Meißen, Graf, und sogar der Sohn desjenigen der Kreishauptstadt Zwickau, Schmalz, waren Spieße. Schmalz, ein feingebildeter, künstlerisch veranlagter Mensch, hat besonders schwer an der wegwerfenden, entwürdigenden Art getragen, mit der ihn Mitschüler mißhandelten; später, als hervorragender Ohrenarzt in Dresden, hat Schmalz noch oft bitter darüber geklagt. Söhne von seminaristisch gebildeten Lehrern, kleinen Kaufleuten, Handwerkemeistern, Werkmeistern waren unentrinnbarer, eiserner Bestand des Spießenaufgebotes. Sie alle haben schwer gelitten, wie Schmalz und wie Klinghardt. Gelitten nicht bloß auf der Schule, nein auch weit hinaus bis in das höchste Alter, wie Klinghardt und wie Kaiser I (gestorben als Geh. Kirchenrat i. R. in Dresden 1924). Wie schwer Kaiser I auf der Schule unter der ihm aufgezwungenen Spaltung gelitten hat, wie glühend er seine Peiniger, die Forschen, gehaßt haben muß, und wie schwer er ihnen seine Qualen

vergolten hat, davon legt einer seiner Söhne, Oberpfarrer Kaiser, im Ecce von 1924 für jeden, der die Verhältnisse kennt, in wenigen Worten schlagendes Zeugnis ab. Doch davon noch später. Für Klinghardts lebens-längliche Empörung gegen das ihm und der gesamten Spießenschar an-getane Unrecht der Erniedrigung zu Menschen zweiter Klasse bin ich Zeuge. Seit etwa 1910, seit seiner Niederlassung als Ruheständler in Kößchenbroda bis zu seinem 1922 erfolgten Tode bin ich ungezählte Male mit ihm allein oder mit seiner Frau und meiner Familie freund-schaftlich zusammengewesen. Und immer war er es, der das Gespräch auf die unselige Spaltung auf Ulra brachte. Und er konnte sich nicht genug tun in Verurteilung dieser heimtückischen Entrechtung und ihrer Duldung von oben und bezeichnete es nicht selten in seinem schäumen-den Zorn als Kulturschande, Kulturschmach. So kam es immer wieder aus Licht, daß seine einst durch das Schmeißen gefolterte Seele ihm nicht nur die ganze Schulzeit verbittert, sondern in gewissem Sinne das ganze Leben vergällt hatte. Und doch konnte Klinghardt es nicht ver-tragen, wenn ein Unberufener, jemand der nicht auf Ulra gewesen war, aber von der Spaltung wußte, selbst wenn er ihm sonst nahe stand, in Gegenwart Dritter auf die Spaltung anspielte. Bei einer solchen in größerem Kreise gegebenen Gelegenheit sprang er, außer sich vor Er-regung, auf: er wisse gar nichts davon, wolle auch gar nichts davon hören und es sei alles nicht wahr.

Gefränktheit, Verbitterung und Empörung über ihre Ohnmacht, die ihnen aufgezwungene Sklaverei wieder abzustreifen, beherrschte die Spieße schon auf Ulra, und zwar desto mehr, je älter sie auf der Schule wurden. Daß sie dabei gegen ihre Peiniger nicht von Liebe, sondern von recht-schaffenem Männerhaß erfüllt waren, versteht sich von selbst. Und Dreschke hat recht, wenn er sagt, die Spaltung ging so tief, daß Klassengenossen unter sich jeden Verkehr abbrachen, sogar sich gegenseitig zu Gewalt-tätigkeiten hinreißen ließen. Aber nicht die Klassengenossen hatten unter sich jeden Verkehr abgebrochen, sondern die Forschen hatten die Spieße aus dem Verkehr herausgeworfen. Falsch ist auch, daß die Klassengenossen sich gegenseitig zu Gewalttätigkeiten fortreißen ließen; denn in Wirklich-keit waren die Forschen stets die Angreifer, während die Spieße, wenn sie sich überhaupt zu einer Gewalttat fortreißen ließen, in Notwehr handelten.

Der Angriff eines oder mehrerer Forschen auf einen Spieß erfolgte immer nur, wenn es sich ein Spieß hatte einfallen lassen, wiederholt gegen die kleinlichen und knöchelnden Bestimmungen anzugehen, die sein Leben unerträglich machten. Davon ein Beispiel. Ein Spieß der Ober-tertia hatte wiederholt und trotz Verwarnungen in Gegenwart seiner forschen Klassengenossen gepiffen, war mit den Händen in den Hosentaschen an ihnen vorbeigegangen, hatte sie nicht zuerst durch die Türen gelassen und dergleichen mehr. Da packten ihn eines Tages fünf sechs Forscher, zerrten ihn in ein Klassenzimmer, legten ihn über eine Bank und verprügelten ihn. Dieser Spieß hat nicht gepecht. Kein Spieß hat nach solcher entehrenden Maßregelung gepecht; sie fürchteten alle den Verruf durch den ihnen feindlichen Obernpräsidenten und die daraus not-wendig erfolgende Flucht aus der Schule. Der einzige, der auf eine derartige „disziplinarische“ Abstrafung gepecht hat, ist Schönherr gewesen.

Von ihm später. Mancher Spieß indessen hat wieder geschlagen; das aber mußte er stets büßen.

Dreschkes Besprechung über die Spaltung zwischen forsch und spieß verläuft ebenso unbestimmt, wie seine Angaben über die Zeiten der Gründung und der Auflösung der Cheruscia und über die Zeit des ersten Auftretens der Spaltung. Hier ist der Versuch gemacht worden, das Gründungsjahr der Cheruscia näher zu bestimmen, und zwar etwa auf das Jahr 1844, und da der Geheimbund fast 25 Jahre bestanden hat, so wäre seine Auflösung etwa 1869 erfolgt. Als Anfangsjahr der Spaltung ist das Jahr 1857 angenommen worden. Ihren Abschied von der Schule hat sie zweifellos im Jahre 1866 erhalten; das berichtet Oberpfarrer Kaiser als Ansicht seines Vaters, des einstigen primus omnium im Sommer-Semester 1866, und das kann ich selbst als mein eigenes Mitterlebenszeugnis ebenfalls bezeugen. Die abweichende Ansicht Dreschkes von den beiden letzten Oberräsidenschaften von Michaelis 1866 bis Ostern 1868 als endgültigen Versöhnungsmaßnahmen zwischen forsch und spieß verhielten nur notdürftig die letzten Todeszuckungen der Cheruscia. Die Spaltung, der unheilvolle Befahrungskrieg „forsch contra spieß“ hat aber tatsächlich im Sommer-Semester 1866 ihr Ende gefunden.

Wenn nun Dreschke von dieser Spaltung sagt, „sie war anfangs eine harmlose,“ so ist das befremdend. Er scheint in seiner Dekurie bis Mitteltertia zu keinem seiner Mitschüler nähere oder gar freundschaftliche Beziehungen gehabt oder den mißtönigen Schlußafford des Schmeißens und der Trennung vom Freunde vergessen zu haben. Denn harmlos ist diese Spaltung nie gewesen, weder am Anfang noch am Ende. Harm aber hat sie gebracht mehr als mancher vertragen konnte, für alle, die ihr unterworfen wurden, Harm, der oft ein Leben lang währte, ja länger als ein halbes Jahrhundert nach Verlöschen der Spaltung. Das ist hier schon bewiesen worden. Das ist besonders bewiesen worden durch die Worte, die Oberpfarrer Kaiser (Waldenburg i. Sa.) seinem Vater im Ecce 1924 gewidmet hat. Diese Worte lauten:

„Als Unterer (als Kaiser I) tat er sich mit seinen Freunden zusammen, um den damals noch rohen Pennalismus abzuschaffen, als primus omnium hat er sein Wort eingelöst.“

Nicht häufig dürften so wenig Worte so inhaltsschwer sein. Sie erzählen von dem tiefgehenden und nachhaltigen Abscheu einer Freundesgruppe, von dem rohen, damals d. i. von 1860 bis 1866 herrschenden Pennalismus, von der Vereinigung dieser Freundesgruppe zur Abschaffung des rohen Pennalismus unter Führung von Kaiser I und vom Gelingen ihres Vorhabens im letzten Schulsemester des Führers.

Diese Worte erzählen aber nichts von der Sonderart dieses Pennalismus, nichts von der Persönlichkeit, die ihn verkörperte, nichts von dem Verfahren, das ihn zu Fall gebracht hat und nichts von dem, der hierfür in die Bresche gesprungen ist. Zu den Bosheiten und Quälereien, denen die Spieße seitens der Forschen unterworfen waren und die so recht eindringlich das Verhältnis der Hörigen gegenüber den Herren zum Ausdruck brachten, gehörte das Verbot, wonach kein Spieß vor einem Forschen, der einen höheren Dekuriennrang einnahm, mit den Händen in den Hosentaschen vorbeigehen durfte. Gegen Übertretung dieses Verbotes gab es im Wiederholungsfalle, je nach der Auffassung des betreffenden

Forschen körperliche Züchtigung, Ohrfeigen. Zum Oberräsid war im Sommer-Semester 1866 von den forsch Oberräsid gewählt unter dem Einfluß der Cherusker und natürlich selbst Cherusker, Horst von Hagen, Sohn eines Gutsbesizers in der Nähe von Meissen, ein kräftiger, schlanker, eleganter, sehr liebenswürdiger Oberprimaner, der sich im Kreise der Forschen großer Beliebtheit erfreute. Zu den Spießern um Kaiser I gehörte Schönherr, der Sohn eines Strumpfwirkermeisters in Lengefeld, meinem lieben Vaterstädtchen, ein kleiner, unterfetter, strammer, trotziger Geselle, der für den besten Turner in St. Afra galt und eine oder zwei Dekurien unter Hagen saß. Er unternahm es, mit den Händen in den Hosentaschen an Hagen vorbeizugehen. Er wurde verwahrt, Schönherr wiederholte das Spiel vor Dritten, Hagen warnte wieder, Schönherr ließ sich nicht irre machen, Hagen blieb immer noch nachsichtig. Schließlich aber, als immer mehr Zeugen von der Auflehnung dieses Spießes wußten, riß ihm seine obere, präsidiale Geduld und er verfecht seinem Gegner ein oder zwei feste Schläge ins Gesicht. Die Umstehenden, soweit sie Forsche waren, glaubten im ersten Augenblick, Schönherr würde sich sofort auf Hagen stürzen, und waren gespannt auf den Ausgang des Kampfes zwischen zwei körperlich ebenbürtigen Ringern. Aber Schönherr blieb ganz ruhig und gefaßt und sein nächster Gang war — zum Rektor Friedrich Franke.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Siedeln in Angola.

Aus dem Briefe eines ehemaligen Kofflebers an einen seiner alten Lehrer mitgeteilt in den „Koffleber Nachrichten“ Juni 1931, Nr. 30.

Die von Heinrich v. Wihleben 1554 in einem alten Augustinerkloster zu Koffleben an der Anstrut (Regierungsbezirk Merseburg) begründete Klosterschule — jetzt Gymnasium mit Realgymnasium und Alumnat — ist nur ein Jahrzehnt jünger als St. Afra und mit unserer alma mater durch die Person des afranischen Rektors Georg Fabricius, dem die Aufsicht über die junge Lateinschule übertragen war, verbunden. Diese Verbindung hat nie ganz aufgehört und hat in neuester Zeit Belebung erfahren. Auch Koffleben gibt, wie wir, eine Schulzeitschrift heraus, aus der wir diesen Brief mit gütiger Erlaubnis der Schriftleitung mitteilen. Anm. d. Schriftlfg.

Calulo, Angola (Portugiesisch Westafrika),
Via Lissabon=Luanda=Dondo, den 20. April 1931.

... Als mir im Frühjahr 1929 die Aussichtslosigkeit der Existenz als landwirtschaftlicher Beamter — ich war damals selbständiger Leiter des 6000 Morgen großen von Stuelpnagel'schen Besitzes Wuffow, Kreis Lauenburg in Hinterpommern — immer klarer wurde, entschlossen wir uns, gewiß nicht leichten Herzens, ins Ausland zu gehen, um zu versuchen, draußen uns eine neue Existenz und unseren Kindern eine leichtere Zukunft zu schaffen, als es die jammervollen Verhältnisse der Heimat zulassen.

Als eventuelle neue Heimat wurde Angola gewählt, die vier Jahrhunderte alte portugiesische Kolonie, von der ich nur wußte, wo sie lag, daß

sie noch ziemlich unentwickelt war, daß sie Gebiete aufweist, wo der Nord-europäer gesund leben kann und daß sie ein Land außerordentlich billiger Produktionskosten sei. Vom Oktober 1929 bis Mai 1930 bereifte ich dieses fast dreimal so große Land wie Deutschland, wobei mir ein Kreis an meiner Reise interessierter Herren die Mittel und Ausrüstung dazu gab. Was ich, wie vorstehend, über das Land gehört hatte, fand ich in hohem Maße bestätigt, sicherte mir im Hochlande von Libolo, wo schon einige deutsche Pflanzler sitzen, ein Stück Land, fuhr im Mai nach Hause, ordnete dort meine Angelegenheiten und fuhr im Juli wieder heraus mit Frau, drei Kindern im Alter von 2 bis 5 Jahren (zwei Jungen und ein Mädchen) und einer unverheirateten Schwester meiner Frau, um nun mit der Anlage einer Kaffeeplantage zu beginnen, wobei mich wiederum der genannte Kreis interessierter Herren unterstützte. Die Überfahrt von Bremen bis Lissabon auf einem Lloyd-Dampfer und Lissabon bis Luanda auf einem portugiesischen Dampfer verlief glatt. Nach Erledigung der, wie überall, etwas umständlichen Einwanderer- und Zollformalitäten fuhren wir am 24. August ins Innere ab, die ersten 200 km mit der Bahn, die letzten 140 km mit zwei deutschen Schnellastwagen, wobei zwei Flüsse auf Fähren zu überschreiten sind, und kamen nach diesem für Frauen und Kinder etwas anstrengenden Tage abends um 9 Uhr an unserem Bestimmungsort im Hochland von Libolo, 1050 m über NN. gelegen, ohne Zwischenfälle an. Zunächst wurden wir aufgenommen bei einem dortigen deutschen Pflanzler, mit dem ich schon im Frühjahr das Entsprechende abgemacht hatte, einem Herrn von Gynz-Refowski, einem Onkel der beiden Refowskis, mit denen ich in Kofleben zusammen und befreundet war. Er selbst war früher mal Soldat, später Pflanzler in Deutsch-Ostafrika, machte dort den Krieg mit, verlor dort sein ganzes Vermögen, ging nach dem Kriege hierher und baut seit 1926 hier Kaffee, und hat sich dadurch ein großes bleibendes Verdienst um die hiesigen Deutschen erworben, denen er erfahrener Berater und Lehrmeister geworden ist, nicht zuletzt mir, der ich sein 2 km entfernt wohnender Nachbar geworden bin. Zwei Monate wohnten wir mit Kind und Regel bei ihm, während ich in 2 km Entfernung ein Haus für uns baute. Das Haus wurde von 3. T. ganz geschickten schwarzen Handwerkern gebaut, ist ein einfaches langgestrecktes Haus zu ebener Erde, aus 5 ziemlich großen Zimmern und einer Wohnveranda bestehend, mit einer an der Front des Hauses entlang laufenden säulengetragenen Laufveranda, die den Hausflur ersetzt. Türen und Fenster mit Rahmen hatte ich von zu Hause mitgenommen, vom Hohenerleber Dorf-Tischlermeister Hoffmann bestens und billigst gemacht, die Mauern wurden aus großen luftgetrockneten Lehmziegeln aufgeführt, das Dach besteht aus langem schilfähnlichen Steppengras. So haben hier alle Siedler gebaut; diese Lehmhäuser sind billig, in der kalten Trockenzeit halten sie die Wärme, und in der jetzigen oft sehr heißen Regenzeit halten sie wundervoll kühl. Wellblechbedachung wäre wohl manchmal etwas sauberer, ist aber viel, viel heißer und macht bei Regen außerdem einen abscheulichen Krach; also bleiben wir lieber beim praktischen und billigen Grasdach. Der Fußboden besteht zunächst aus gestampftem Lehm, erst zwei Zimmer haben Zementfußboden, der in der Regenzeit schwer trocknet. Deshalb werden die übrigen Zimmer samt Veranda erst in der jetzt kommenden Trocken-

zeit zementiert. Möbel hatten wir natürlich, außer Betten, nicht mitgebracht, die mußten bezw. müssen erst von hiesigen Handwerkern, Mohren, die meist in den jesuitischen Missionsstationen ihr Handwerk erlernen, hergestellt werden. Da wir wenig trockenes Holz hatten, so wurden aus Risten pp. zuerst nur die nötigsten Hocker, Tische, schließlich sogar Stühle hergestellt und jetzt in der Regenzeit haben wir tüchtig Holz sägen lassen, in der Trockenzeit werden dann die weiteren Möbel angefertigt. Für Küche, Vorratsraum pp. steht 25 Schritte ab vom Hause ein Extragebäude, um den Gestank der Küche und der Mohren nicht dauernd in nächster Nähe zu haben. Außerdem sind Ställe gebaut für Ziegen, Schafe, Hühner und sonstiges Kleinviehzeug und Geflügel, das wir noch nicht haben, was es hier aber alles gibt und wir uns nun allmählich zulegen. Außerdem wurde sofort ein ziemlich großer Gemüsegarten angelegt, worin wir nun alle unsere heimischen Gemüse, selbst einschließlich Artischocken, Rhabarber und Erdbeeren (soweit man solche als Gemüse bezeichnen kann), stets frisch haben. Dazu sind natürlich die hier heimischen Obstsorten sofort angebaut wie: Bananen, Ananas, Rap-Stachelbeeren, Papayan, Rosella, Apfelsinen und Zitronen pp., die aber nicht alle im ersten Jahre tragen. Gemüse und Obst sowie Kleinvieh muß man sich möglichst rasch beschaffen, um die im ersten Jahre nicht ganz leichte Verpflegungsfrage zu lösen und den Lebensunterhalt zu verbilligen. Man kann natürlich von Konserven leben, die man überall kaufen kann, aber das ist sehr teuer. Aber das Schlimmste sind wir da jedenfalls hinweg, und unser Gemüsegarten hat uns das Leben außerordentlich verbilligt. — Und nun sitzen wir hier und bauen Kaffee. Dem Kenner mag das komisch erscheinen, da Kaffee gerade in dieser Zeit eine Pleite erlebt, hauptsächlich infolge brasilianischer Überproduktion, wie sie sich in solchem Umfange nur wenige Produkte und Rohstoffe in dieser pleitereichen Zeit erfreuen. Uns stört das hier wenig. Angola ist das Land der heute unerreicht billigsten Produktionskosten, und wir können immer noch ganz hübsch verdienen und vorwärts kommen, wo andere Länder und andere Produzenten längst die Bude zumachen müssen. Kaffeebau ist hauptsächlich Handarbeit wie jede Obstplantage, und Handarbeit ist heute teuer; hier ist sie noch billig, was mit der Eingeborenenpolitik der Landesherren und ihrer Steuerpolitik zusammenhängt, die durchaus nicht schlecht ist, den Neger als Neger behandelt, sich überflüssiger Humanitätsduseleien enthält, den Schwarzen zu segensreicher Arbeit anhält und vor der englischen Methode einige nicht zu leugnende Vorzüge hat. Die schwarze Arbeitskraft kostet hier pro Kopf und Tag 1,8 bis 2 Angolares (der Angolar ist rund 19 Pfennige wert). Natürlich hat das Leben in solch unentwickelter Kolonie auch seine Schattenseiten und die Unzuverlässigkeit des Romanen und der außerordentlich schleppende und überbürokratische Gang der Verwaltungsmaschine sind Dinge, an die der Norddeutsche sich doch erst sehr gewöhnen muß. So mancher, der zu Hause über Bürokratismus schimpft, der kann hier diesen erst mal kennen lernen. Erst hier lernt man, daß die Promptheit preussischer Verwaltung immer noch unerreicht in der Welt sein dürfte.

Doch zurück zu unserem nunmehrigen Lebensberuf, zum Kaffeebau. Im vergangenen Herbst haben wir uns Saat gekauft von unserem Nachbar, sie ausgesät, die nach 6–8 Wochen aufgeht, worauf die Pflänzchen

jetzt vor kurzem jede einzeln in kleine strohgeflochtene Körbchen umpflanzert worden sind. Da bleiben die 80 000 Pflänzchen nun stehen bis zum November, inzwischen werden 400 Morgen gerodet, mit Pflanzlöchern versehen und dann werden die kleinen Bäumchen in rund 4 m Abstand voneinander ausgepflanzt. Dann dauert es ca. dreieinhalb Jahre bis die ersten nennenswerten Ernten kommen, die zunächst die Pflanzung tragen und schließlich Gewinne abwerfen. Bis zu diesem Zeitpunkt und auch später hat man aber nicht die Hände in den Schoß zu legen, denn der Kaffee ist eine Obst- und Hackfrucht, vereinigt also auf sich auch die beiden Arbeitsmengen, die diese beiden Kulturen zu Hause erfordern. Immerhin ist es ein völlig einseitiger Betrieb, der zwar seine Arbeitsspitzen hat, sonst aber das Leben erheblich geruhiger verlaufen läßt, wenn der Betrieb erst mal eingelaufen und eingerichtet ist, als dies ein komplizierter deutscher großer landwirtschaftlicher Betrieb tut. Dafür bringt der heimische Landwirtschaftsbetrieb auch nichts mehr, im Gegenteil, er kostet Geld, während der hiesige Pflanzungsbetrieb, wenn die ersten 4 bis 5 Jahre vorüber sind, ganz hübsch was einbringen dürfte.

Um nicht auf einem Bein zu stehen, suchen wir nach einer zweiten oder Nebenkultur, bisher haben wir aber noch nichts Rechtes gefunden. In dieser Gegend und in einiger Entfernung von hier in tiefer gelegenen Gelände wird von einigen deutschen Pflanzern auch die Sisalkultur betrieben. Um diese rentabel zu gestalten, sind sehr große Maschinenanlagen erforderlich, die am besten auf der Erde Krupp-Gruson in Magdeburg liefert, die ihrerseits wieder eine recht große Anbaufläche erfordert, so daß zum Sisalbau viel Kapital gehört, immerhin eine ziemlich hohe sechsstellige Zahl.

Die Gegend, die ich mir ausgesucht habe, scheint gesund zu sein, da sie über 1000 m hoch liegt. Tags über ist es oft sehr heiß, aber abends fühlt es immer sehr schön ab; in der Trockenzeit wird es sogar empfindlich kühl, aber Frost kommt nicht vor. Malaria kommt natürlich vor, wie überall in den Tropen, aber mit einer gewissenhaften Chinin- oder Plasmodinprophylaxe kann man sie sich in den meisten Fällen ganz gut vom Leibe halten. Auch die gefürchtete Schwarzwasser-Krankheit kommt hier vor, wie denn überhaupt die westafrikanische Küste dafür befaunt ist, daß an ihr die Tropenkrankheiten meist schlimmer auftreten als an der Ostküste. Aber bei Leuten, die vorsichtig und vor allem regelmäßig leben, habe ich Schwarzwasser noch nicht erlebt, eine Krankheit, die vor allem bei den Portugiesen sehr oft zum Tode führt, was wohl nicht zum geringsten Teile darauf zurückzuführen ist, daß reichlich 95% von ihnen durch Syphilis körperlich geschwächt sind.

Die Meinen und ich haben sich bisher hier recht nett eingelebt. Für Krankheitsfälle haben wir sogar ein kleines deutsches Hospital, natürlich auch ein mit Gras gedeckter Lehmbau, mit einer Rote-Kreuz-Schwester, die zur Hälfte von uns, zur Hälfte vom Roten Kreuz bezahlt wird. Daß wir hier nicht allein leben, sondern schon Deutsche hier sind, die 3. T. schon seit 7—8 Jahren hier sitzen, erwähnte ich schon. Da finden Sie außer meinem Nachbarn, dem gen. Herrn von Gynz-Refowski, in 10 km Entfernung von mir einen Kleist aus Wendisch-Schow in Pommern, alter Alexandriner und Ostafrikaner; neben ihm sitzt ein Herr v. Loen, früher Pasewalker; daneben sitzt wieder ein alter Südwester, ein Major

Mannhardt, neben ihm ein Herr von Stein, ebenfalls früher Südwester und 2. Gardist. Auf einer anderen Seite von mir sitzt ein Rittmeister Roucelle, früher zur Kampfstaffel Richthofen gehörig, der mit einem Fr. von Mohl aus der Saalfelder Gegend zusammen eine Pflanzungsgesellschaft hat. Nicht weit von mir sitzt ein Richthofen, alter Göttinger Sachse, und so geht es weiter. Die Deutschen sitzen, wo sie sitzen, meist in kleineren Gruppen zusammen, was ja nur natürlich ist, von den Landesherren merkwürdigerweise aber nicht gern gesehen wird, da man dabei anscheinend politische Hintergedanken fürchtet, zumal die meisten von uns ja Offiziere gewesen sind. Wenn die guten Leute nur wüßten, wie politisch harmlos wir sind, daß wir uns unter ihrer Verwaltung ganz wohl fühlen und keinerlei Sehnsucht empfinden nach dem deutschen Kolonial-assessor!

Eine weitere Gruppe von deutschen Siedlern finden Sie nördlich von uns, im Dembos-Gebirge, mehr zum Kongo hin. Weiter östlich von uns, bei Malange, sitzt wieder eine Gruppe. Dort finden sie u. a. einen Prinzen Carolath, Schwager vom Wernigeröder Stolberg, ferner zwei Balten, Barone Nolde, deren Vater alter Kofleber ist; wahrscheinlich werden Sie ihn noch gekannt haben. Im Süden des Landes, den ich leider noch nicht aus eigener Anschauung kenne, sitzen auch eine Anzahl Deutsche im Zuge der Bahn Lobito—Catangaminien, das neue große Kupfergebiet, das durch diese jetzt fertiggestellte Bahn seine Verbindung mit dem Atlantik bekommen hat. Die Bahn ist natürlich von Engländern gebaut. Während die deutschen Siedler im Norden und Mitte des Landes meist Plantagenbau betreiben, versuchen sie es im Süden vielfach auch mit Landwirtschaft, wo man Vieh halten und Getreide bauen kann, mit welchem Erfolge, weiß ich nicht. Immerhin fehlen auf diesem Gebiet noch viel Erfahrungen und Versuche. So sitzt hier eine ganze Reihe von Deutschen, meist solche, die einen Rest ihres Vermögens durch die Inflation hindurch gerettet haben, in Deutschland damit nichts mehr anfangen können, hier aber ganz nett davon leben und sich eine Existenz schaffen oder geschaffen haben, die sich ausbauen läßt und einen späteren Wohlstand zum wenigsten sehr wahrscheinlich macht. Bei der Not, die heute zu Hause herrscht, ist nicht zu vermeiden, daß hier vor allem auch jüngere Leute erscheinen ohne die nötigen Mittel, ein Ding, vor dem nicht laut genug gewarnt werden kann. Noch sind unsere Betriebe nicht groß genug, daß wir Volontäre und Beamte anstellen können; in wenigen Jahren wird es hoffentlich soweit sein — wir können also vorläufig mit solchen Leuten nichts anfangen. Und wenn solche Unglücklichen dann mit zu wenig Mitteln einen Betrieb anfangen, dann gibt es eine elende Hungerwirtschaft, die aus den Schulden nicht herauskommt und von keinem gern gesehen wird. Sonst sieht man uns nicht ungern hier, weil wir fleißig sind und systematisch arbeiten, was der leicht zu entmutigende Südländer ja eigentlich kaum kennt. Das einzige, was immer wieder mal Schwierigkeiten bereitet, sind die schon angedeuteten politischen Rummernisse, die man unferetwegen ab und zu haben zu müssen glaubt. Es ist ja erstaunlich zu sehen, was das Ausland uns vielfach heute noch immer zutraut. Es zittert ja doch noch der ganze furchtbare Schrecken nach, den man vor unseren unerhörten Leistungen im Kriege bekommen hat; dieses innerliche Erbeben vor der übermenschlichen Leistung der

Deutschen spürt man doch noch immer und immer wieder. Mit tiefster innerlicher Teilnahme verfolgen wir hier die Entwicklung der Ereignisse zu Hause, wenn auch natürlich nicht mit der täglichen Spannung, wie man das zu Hause tat, weil man ja die Zeitungen erst rund nach vier Wochen bekommt, und somit die Entscheidungen in der hohen Politik oder auch — last not least — im Deutschen Reichstag schon gefallen sind, wenn man davon liest. Und zu einem guten Radioapparat hat es noch bei keinem von uns gelangt. Sonst wäre dieses Land für Radio für Deutsche besonders geeignet, weil es ja auf denselben Längengraden liegt wie Deutschland, also dieselbe Uhrzeit hat, so daß man, ohne die Uhr verstellen zu müssen, die deutschen Programme mit anhören könnte.

Im ganzen ist aber jeder, der hier sitzt, heilfroh, dem unruhigen und unzufriedenen Leben in Deutschland entronnen zu sein. Das Leben geht hier in der prachtvollen Einsamkeit noch seinen geruhigen Gang und ist unberührt von der Nervosität des europäischen Geschäfts- und Erwerbslebens. Wer auf die Güter europäischer Zivilisation glaubt nicht verzichten zu können, der soll lieber nicht hierher kommen, denn im ganzen Sie mir, kein Verzicht fällt leichter als der auf unsere Zivilisation, abgesehen natürlich von guter Lektüre, die man sich nebenbei beschaffen kann, nach der man aber immer einen kaum zu stillenden Hunger hat, vor allem der Lektüre, die einen in Verbindung erhält mit der fortlaufenden geistigen Entwicklung im Vaterlande. Einige Sorgen bereitet natürlich die Erziehung und die Schulfrage der Kinder. Mein Ältester, der jetzt fünfeinhalb Jahre alt ist, fängt nun auch als A-B-C-Schütze an: vorläufig macht das meine Frau, aber auf die Dauer geht das natürlich nicht, und er soll doch, wenn wir es irgend finanziell darstellen können, auch mal nach Kofleben kommen, wo sein Vater, Großvater und Urgroßvater gewesen sind. Schwer wird es so einem Jungen werden, der hier aufwächst, sich zu Hause in bestimmte Ordnung und Unterordnung einzufinden, denn die kleinen Kerle wachsen hier naturgemäß nur allzu sehr als Herren auf, springen mit ihren Boys um, daß es nur so eine Art hat, lernen nur allzu schnell das Kommandieren und das Sich-Bedienen-Lassen. Das ist hier leider völlig unvermeidlich. Um so besser wird es so einem tun, in einer Schule wie die alte alma mater das Einfügen in eine Gemeinsamkeit zu lernen, das Zurückstellen des Ich vor den Wünschen und Interessen der Allgemeinheit, was wir dort gelernt haben, um es dann vollkommen zu lernen in der besten aller Schulen, dem preußisch-deutschen Militär.

Unser Leben am Alltage verläuft einfach. Früh um 6 Uhr ist man auf, dann werden die Schwarzen — zurzeit ca. 100 — zur Arbeit verteilt und angestellt, und um 7 Uhr frühstückt dann die ganze Familie. Dann geht es wieder zu den Leuten, die dauernd beaufsichtigt werden müssen, wenn sie irgend eine Arbeit machen, die Aufmerksamkeit und Überlegung erfordert. Wenn es dagegen eine Affordarbeit ist, eine in Europa gänzlich unbekannt, bei den Schwarzen aber sehr beliebte Art von Pensumafford, so braucht man nicht dauernd dabei zu sein, es genügt die öftere Kontrolle; dazwischen hat man auch mal Zeit, nachhause zu gehen, sich an den Schreibtisch zu setzen oder nach Garten und Vieh zu sehen, was eigentlich täglich nötig ist. Sonst ist z. B. der Mohr das

Futter, das er den Schweinen geben soll, selber auf. Daß solch Tier auch etwas zu kaufen haben will, leuchtet ihm keineswegs ein. Kurz, man muß sich eben um alle Kleinigkeiten kümmern, wenn es etwas werden soll. Der Afford der Schwarzen besteht darin, daß er ein bestimmtes Affordpensum bekommt, möglichst Kolonnenarbeit, wobei sie singen und ziemlich vergnügt sind; dieses Pensum muß er in einer bestimmten Güte erledigen und wenn er damit fertig ist, kann er nachhause gehen und bekommt Ende der Woche seinen Lohn dafür. Wird er aber nicht fertig oder macht er die Arbeit schlecht, so bekommt er gar nichts für diesen Tag, was er auch völlig in der Ordnung findet. Mittags wird gewöhnlich eine Pause gemacht, aber die affordarbeitenden Schwarzen arbeiten durch. Der Afford wird natürlich so angefaßt, daß der Mann, wenn er ordentlich arbeitet, spätestens am frühen Nachmittag fertig sein kann. Nach dem um 12 Uhr stattfindenden Mittagessen tritt eine Ruhepause ein, denn der Mittagsschlaf wird unbedingt heilig gehalten; man hat ihn hier auch wohl nötiger als zu Hause, denn wenn man so einige Stunden in der tropischen Hitze gestanden hat oder herumgelaufen ist, dann wird unferneins doch mächtig müde. Die schwere, heiße, wassergesättigte Luft, die wir zu Hause nur in gutgeheizten Gewächshäusern kennen, ist es, die den Europäer am meisten angreift und anstrengt. Nachmittags geht die Arbeit weiter. Dann gibt es eine richtige deutsche Kaffee- oder Vespermahlzeit, um 7 Uhr gibt es Abendbrot, danach wird ein bißchen gelesen und dann geht man früh, etwa halbzehn spätestens zu Bett. Sie sehen, man lebt dem deutschen Landwirt möglichst ähnlich, ebenso wie man sich die Kost möglichst heimisch einrichtet. Um etwas beweglich zu sein, die großen Entfernungen zu Behörden, Ärzten oder auch Nachbarn bewältigen zu können, hält man sich, wenn man irgend kann, ein Auto, entweder einen Schnellastwagen, um auf Reisen pp. auch Gepäck und Besorgungen mitnehmen zu können, oder auch einen kleinen Personenwagen. Die einfachen, billigen amerikanischen Wagen sind dafür das beste; so habe ich mir z. B. für 950.— RM. einen gebrauchten Chevroletwagen gekauft, der zwar „Unter den Linden“ nicht repräsentabel wirken würde, aber für Busch und Regenzeit gerade das Richtige ist. Das Land ist von einem Netz guter Autostraßen durchzogen, anerkannt die besten ganz Afrikas, natürlich sind sie nicht gepflastert, sondern es sind feste Lehmwege, die mit Eingeborenenkolonnen glatt gehalten werden. In der Regenzeit weichen sie natürlich manchmal auf, aber bisher bin ich überall durchgekommen, wenn man sich auch mal beim Reisen in der Regenzeit auf eine Nacht im Busch gefaßt machen muß, wobei einem dann die Moskiten übel mitspielen. Da auf den Straßen nur Autos verkehren, man hier keine wegeberbessernde Zuckerrübenabfuhr oder ähnliche Scherze kennt, so ist die Haltung der Straßen meist leichter als man denken sollte.

Will man nun auf die Jagd gehen, so kann man hier auch auf seine Kosten kommen, außer in der schweren Regenzeit, wo das bis 4 m hohe Gras jede Jagd unmöglich macht. Aber ein Jagddorado, wie es die ostafrikanischen Steppen sind, ist es hier nicht. Aber man schießt und fängt hier den Leoparden, den Geparden, die Hyäne, in einiger Entfernung auch den Löwen; ferner allerhand Antilopenarten und den Büffel; letzterer ist bei weitem das gefährlichste Wild, da er sofort an-

greift, wenn er den Gegner spürt. Ich habe doch schon eine ganze Reihe von Fällen erlebt oder gehört, wo der Jäger vom Büffel umgebracht worden ist, während ich das hier bei der Jagd auf Raubwild noch nicht gehört habe. In der Trockenzeit dient die Jagd natürlich in erster Linie der Fleischversorgung. Gegen die wilden Schießer, die unter der Firma Jagd- und Forschungs-Expedition früher die Kolonien unsicher machten, hat sich die Regierung hier, genau wie anderswo, durch ziemlich gestrenge Jagdgesetze geschützt. Um gewisse seltene Wildarten zu waidwerken, dazu bekommt man nur die Erlaubnis, wenn man englischer Generalkonful oder wenigstens Prinz von Wales ist.

Mein lieber hochverehrter Herr Professor, so könnte ich Ihnen noch stundenlang erzählen, ohne dessen müde zu werden, aber schließlich habe ich leider noch einiges andere zu tun. Aber es war mir ein großer Ge-
nuß, mich im Geiste mit Ihnen unterhalten zu können. Vorgehabt habe ich das schon lange, aber es ist jetzt das erste Mal, daß ich Zeit habe, mich mal öfter und länger an den Schreibtisch zu setzen, um längst fällige Korrespondenzschulden abzutragen; bis jetzt ging es einfach nicht.

Grüßen Sie die liebe alma mater von einem, der nie ein sehr guter Zögling war, aber immer ein sehr dankbarer sein wird. Grüßen Sie sehr herzlich die Herren vom Lehrerkollegium, die sich meiner noch entsinnen, Professor Spangenberg und Professor Most. Und grüßen Sie die H. L. von mir.

Grüßen Sie das ganze herrliche Anstruttal von mir, mit seinen Stätten ruhmreicher Geschichte. Sie ahnen ja nicht, wie oft man an die Zeit und die Gegend denkt, in der man daheim so glücklich war, wenn man hier draußen sitzt.

Wenn ich das nächste Mal Heimaturlaub nehme, komme ich bestimmt auch nach Roßleben, und drum schließe ich mit einem fröhlichen

„Auf Wiedersehen!“

Ihr stets dankbarer Zögling

Vollrat Krosigk.

Brief an die Elternschaft.

St. Afra, im Dezember 1931.

Verehrter Afraner-Freund!

Mit etwas völlig „Unzeitgemäßem“ möchte ich Ihre weihnachtliche Stimmung für einige Augenblicke zu unterbrechen wagen. Bitte, reißen Sie in Gedanken ungefähr 200 Blätter Ihres neuen Kalenders ab, und Sie befinden sich dann in der Zeit und vielleicht auch in der entsprechenden Stimmung, die zu Nachstehendem Voraussetzung ist.

Wahrscheinlich hat Ihr Junge schon in mehr oder minder klarer Form von einem Plan erzählt, dem wir das Kennwort

Afranisches Ferienlager

geben wollen. Was ist damit? Was soll darunter verstanden werden? Ich will versuchen, Ihnen meine Gedanken über diesen Vorschlag vorzulegen, soweit es der Rahmen dieses Briefes erlaubt.

Man spricht jetzt häufig, vor allem auf wirtschaftlichen Gebieten, von Selbsthilfe. In richtiger Erkenntnis der Sachlage haben Führer der deutschen Jugend diesen Begriff aufgenommen und sich zu eigen gemacht. Dadurch sind neue Kräfte geweckt worden, neue Hoffnung glüht auf. Eine Art Selbsthilfe soll auch die Errichtung eines afranischen Ferienlagers in Senkitten, an der Samlandküste, nördlich von Pillau, sein.

Welchen Zwecken soll dieser Plan dienen?

1. Die unterrichtslose, die glückliche Zeit im Juli-August als Ferienzeit zu benutzen und zu genießen. Ferienzeit heißt doch in erster Linie sich erholen, alte Sorgen vergessen, Kraft zu neuer Arbeit sammeln. Ferienzeit bedeutet aber auch, Zeit und Gelegenheiten erhalten, sich Dingen zuzuwenden und Wünschen nachzugehen, die während der Schularbeit unmöglich, aber durchaus wichtig und erforderlich sind. Ich denke dabei an ausgedehnte Wanderfahrten und Reisen, an das Kennen- und Liebenlernen seines Vaterlandes und an das Sammeln von unmittelbaren Lebenseindrücken. Doch wie wenige Eltern sind heute in der Lage, ihrem Sohne diese höchst wichtige Unterrichtsart zu ermöglichen!
2. Allgemein angenommene Theorien über Selbstzucht und Straffheit in bezug auf Eigen- und Gemeinschaftsleben praktisch kennen zu lernen und zu erproben. Das mehrwöchige Leben in einem gemeinsamen Lager, das Tragen von gewisser Verantwortung (im erweiterten Sinne der afranischen Erziehung), das Selbstregieren, die Freiheit und das Ungebundensein werden Kräfte wecken und fördern, wie sie im Kampf um Person und Volk vonnöten sind.
3. Das Interesse auf die größte Wunde unseres Vaterlandes und auf das zukunftsreichste Betätigungsfeld für die heutige und kommende Jugend hinzuweisen, auf den deutschen Osten.

Diese Gesichtspunkte, die das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden sollen, waren maßgebend bei der Wahl des Lagerstandortes und werden bestimmend sein bei der Organisation des Lagerlebens. Abseits vom Weltgetriebe, in unmittelbarer Nähe eines kleinen Dörfchens, einige Minuten vom Ostseestrand entfernt, sollen die Zelte, die wir wahrscheinlich von der Reichswehr erhalten, aufgeschlagen werden. Ein wohlwogenes Programm soll den Tageslauf regeln. Voraussichtlich wird der Vormittag der körperlichen Betätigung vorbehalten bleiben. Nachmittags finden Gruppenausflüge statt, wobei das eigenartige Leben des Samlandes, seine geographischen und geologischen Verhältnisse genau studiert werden sollen. Abends finden wissenschaftliche Unterredungen (keine Vorträge!) statt, oder bunte Unterhaltungsabende mit Spiel, Gesang (Pfleger des Volksliedes) und Musik werden angelegt. An freien Nachmittagen sollen schlummernde Künstlerfähigkeiten, wie Malen, Zeichnen, Photographieren, meinerwegen auch Dichten und Schriftstellern, geweckt werden. Aber auch die Pflege des Materiellen soll zu ihrem Recht kommen in

Form von Küchen- und Verwaltungsdiensten. Dem Vermögen und Unvermögen des einzelnen wird also ein weiter Spielraum eingeräumt.

Unser Reisetag wird der folgende sein: Dresden-Berlin-Swinemünde-Billau-Fischhausen-Tenkitten. Ich hoffe, daß wir auf unserer Reise den Städten Berlin, Stettin, Königsberg, Danzig und vielleicht auch dem Wahrzeichen des deutschen Ostens, der Marienburg einen kurzen Besuch abstatten können.

Unter Zugrundelegung der augenblicklichen Verhältnisse würde sich der Teilnehmerpreis auf höchstens RM. 75.— stellen. Darin sind enthalten die Kosten der Fahrt, der Verpflegung und Unterkunft für 3 Wochen.

Angabe, Besprechung und Erläuterung von Einzelheiten, die noch in Scharen auftreten werden, sind natürlich erst möglich, wenn die nötige Zahl der Anmeldungen vorliegt. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, daß nur Schüler der oberen Klassen, aber einschließlich Untersekunda, in Betracht kommen, welche die Achtung ihrer Erzieher und Kameraden und vor allem die Genehmigung von Eltern und Arzt besitzen.

Ich kann schon jetzt erklären, daß der Erfolg dieses Planes ein bleibender, keiner Inflation noch Deflation unterworfenen Gewinn für Ihren Jungen sein wird. Die Sommertage am Meeresstrand, in Luft und Sonne werden unserer Jugend helfen im schweren Kampf um eine bessere Zukunft. Helfen auch Sie mit! Geben Sie Ihre Einwilligung und Unterstützung!

Mit afrikanisch-deutschem Gruß

Bernhard Tauchnitz.

Schulgeld und Schulgeldermäßigung.

Die Sächsische Sparverordnung vom 21. Sept. 1931 bestimmt, daß ab 1. April 1932 das Schulgeld an staatlichen höheren Lehranstalten 240 RM. im Jahre beträgt gegen bisher 180 RM. Gleichzeitig wird verfügt, daß ab 1. Okt. 1931 für Schulgeldermäßigungen nicht mehr bis zu 30 % der Schuldgeldsollentnahmen, sondern nur noch bis 20 % dieses Betrages verwendet werden darf.

So haben schon jetzt Abstriche bei den Ermäßigungen gemacht werden müssen, zum Teil mußten sie ganz, zum Teil auf $\frac{1}{3}$ gekürzt werden, nur in ganz besonderen Fällen konnte der bisherige Ermäßigungsfuß beibehalten werden.

In Anbetracht der zahlreichen Gesuche um Schulgelderlaß wird künftig die Auswahl der zu bedenkenden Schüler noch schärfer als bisher getroffen werden müssen. Es entspricht durchaus den Richtlinien des Ministeriums für Volksbildung, wenn Schüler, die in Fleiß und Betragen zu erstem Tadel Anlaß geben (Zensur unter Ib) oder nur mangelhafte Leistungen aufweisen, nicht mit Schulgelderlaß bedacht werden.

Es muß damit gerechnet werden, daß außer in ganz dringenden Fällen die Ermäßigung nur auf $\frac{1}{3}$ des Schulgeldsatzes festgesetzt werden

kann. Hierbei wird darauf hingewiesen, daß nach den gesetzlichen Bestimmungen das Schulgeld vierteljährlich im voraus zu zahlen ist. Die Erziehungspflichtigen werden demnach gebeten, ihre Zahlungen an die Schulkasse rechtzeitig zu leisten.
J. A.: Worm.

Ecce 1931.

Die Schule ehrte am Vorabend des Totensonntages das Gedächtnis folgender Altstamler, deren Tod im Laufe des Kirchenjahres ihr bekannt geworden war:

Moriz Klemm, Mfr. 61—67, Dr. phil. jub., Oberpfarrer von Strehla i. R., † daselbst 26. 1. 31. — Alfred Meißner, Mfr. 63—69, Sanitätsrat Dr. med. in Ebersbach bei Löbau, † das. 10. 10. 31. — Martin Lipfert, Mfr. 67—73, Pfarrer i. R. von Hain bei Rietzsch, † in Leipzig 24. 1. 31. — Christian Friedrich Müller, Mfr. 68—74, Professor am Gymnasium Zwickau, † im Ruhestande das. 29. 9. 31. — Johannes Wagemann, Mfr. 74—77, kaiserl. Marinepfarrer, zuletzt Pfarrer in Gaußsch bei Leipzig, † daselbst im Ruhestande am 21. 3. 31. — Ernst Tittel, Mfr. 71—77, Professor und Studienrat in Oschatz, † dort im Ruhestande 23. 9. 31. — Max Schwabhäuser, Mfr. 73—80, Privatgelehrter in Dresden, † daselbst 8. 6. 31. — Max Schopper, Mfr. 73—77, Dr. jur., Rechtsanwält, † in Dresden 31. 3. 31. — Theodor Flahe, Mfr. 74—80, Dr. med., Sanitätsrat, † in Leipzig 9. 2. 31. — Ludwig Wauer, Mfr. 78—82, Dr. med., Sanitätsrat, † in Dresden 7. 8. 31. — Carl Frißche, Mfr. 79—81, Kaufmann in Dresden, † 6. 1. 1911 (erst kürzlich der Schule bekannt geworden). — Otto Hempel, Mfr. 79—85, Pfarrer in Lobstädt, † im Ruhestande in Zwenkau 24. 6. 31. — Carl Arnold, Mfr. 79—85, Dr. med., prakt. Arzt in Großenhain, Oberstabsarzt d. L. a. D., † dort 25. 8. 31. — Karl v. Opper, Mfr. 81—84, Major a. D., Rittergutsbesitzer auf Zöschau bei Oschatz, † dort 29. 11. 30. — Kurt Schulze, Mfr. 83—87, Dr. jur., Justizrat, Rechtsanwält in Neusalza-Spremberg, † dort 11. 11. 30. — Walter Harlan, Mfr. 81—89, Dr. jur., Schriftsteller in Berlin, † dort am 14. 4. 31. — Max Hennig, Mfr. 85—91, Dr. phil., Professor, Oberstudienrat am König Albertgymnasium in Leipzig, † dort 5. 6. 31. — Ernst Kugler, Mfr. 87—90, Ingenieur in Karlsruhe, wo er schon am 26. 3. 1914 gestorben ist. — Wolfgang Stelzner, Mfr. 85—86, faufm. Direktor, † in Düsseldorf 24. 10. 30. — Heinrich Lengnick, Mfr. 86—87, Grundbesitzer in Vancouver (Brit. Columbia), † in Victoria Ende April 31. — Hermann Probst, Mfr. 89—94, Dr. phil., Studienrat in Pirna, † dort 10. 12. 30. — Richard Henke, Mfr. 90—96, Dr. med., prakt. Arzt in Ebersbach, wo er 29. 7. 31 starb. — Albert v. Mutius, Mfr. 89—97, Major im Regiment Gardes du Corps, † als Rittergutsbesitzer auf Albrechtzdorf b. Breslau am 25. 8. 31. — Alexander Stein, Mfr. 91—93, Dr. jur., Referendar, † im Mai 29 nach 20jähriger geistiger Amnachtung. — Hans Rohberg, Mfr. 15—21, Dr. rer. pol., Diplomkaufmann, † in Berlin 16. 1. 31. — Eberhard Weßler, Mfr. 20—25, cand. phil., † in Leipzig 11. 7. 31. — Überdies wurde auch des Heimgangs einer dem Lehrerkollegium nahe stehenden Dame, Frau Dr. med. Morna Thierfelder und der Frau Anna Höhne, geb. Ahlig, Gattin des Konrektors von St. Mra, † 26. 10. 31, gedacht.

Methodus castigationis.*)

(Aus dem Jahre 1754.)

Der Alumnus Johann Heinrich H. sollte wegen rückfälliger Anechlichkeit excludiert werden. Der Vater bittet, noch einmal Gnade zu üben, zugleich aber „mir den bösen Buben auf vier Wochen zu überlassen zur empfindlichsten Züchtigung“. Diese methodus castigationis legt er so dar:

*) „Züchtigungsverfahren“ — ein Nachtrag aus den Schulakten.

Die erste Woche*)

soll er täglich wechselweise mit dem Ochsenziemer und mit Ruthen nachdrücklich castigiert werden, einen Tag Wasser und Brodh, den andern Wasserbren und Schroth bekommen; an einem verschlossenen Ort alleine sitzen, nichts arbeiten, statt dessen aber ein auf seine Umstände eingerichtetes Buch lesen und das Gelesene alle Abende meinem Beichtvater referieren, der ihm dann das Gesetz schärfen wird. Hierbei soll ihm Geld und andere angreifferrische Sachen hingestellt, auch gute Speisen vorgesetzt werden.

Die andere Woche

soll er ebenfalls eingeschlossen bleiben, außer daß er mit dem Gesinde stehend iszet, dabei ihm nützliche Arbeit in pensis gegeben wird, und bleibt ihm Geld, auch vorbenannte Sachen zur Ansehung ausgesetzt.

Die dritte Woche

soll er zwar an meinem Tisch, jedoch abgefondert essen, in seiner Stube ohne Gesellschaft bleiben und den ganzen Tag nützliche Arbeit bekommen, auch Geld zu allen vorkommenden Ausgaben erhalten und Rechnung darüber führen.

Die vierte Woche

soll ihm alle mögliche Freyheit gegeben werden, Disposition über Geld und andere Sachen überlassen, in puncto (scil. der Ehrlichkeit) tertio (zum drittenmale) probieret und durch dazu Instruierte zu Diebstahl und andern dergleichen Vergehungen verleitet werden.

Hält er dieses und ohne sich zu vergehen aus, so ist die Hoffnung zur Besserung vorhanden, und werde ich sodann um seine Wiederaufnahme ad gremium scholae gehorsamst bitten; sollte er aber über Verhoffen annoch Neigung zu dem so oft verübten Laster zeigen oder sich im mindesten vergehen, so desperiere billig an seiner Abänderung und (gedenke? unleserlich) solchenfalls der Schule mit einem so boßhaften Kinde nicht weiter beschwerlich zu seyn, dagegen um seine Dimission höheren Orts selber anzufuchen.

Oschatz am 25. Juli 1756.

Heinrich Wilhelm H.

Alttennotiz vom 27. Juli 1756: (Die Herren Inspektoren) „ließen vermelden, wasmaßen Sie zufrieden wären, daß der Alumnus H. seinem Herrn Vater auf die gebetene Weise verabsolget und auf vier Wochen zu der vorgeschlagenen Exekution heurlaubet werde.“

Die methodus castigationis hat trotz schwerer Bedenken, die wir alle haben werden, scheinbar gefruchtet. H. hat sein Sexennium auf Ulra vollendet und wurde Accis-Einnehmer in Bitterfeld.

Mitgeteilt von Hartlich.

Der Leipziger Afranerabend

lädt ein zu seiner Zusammenkunft am Donnerstag, 14. Januar 1932 im „Thüringer Hof“ 20 Uhr. Zu diesen Abenden, die an jedem zweiten Donnerstag im Monat stattfinden, sind auch die älteren Altsfraner herzlich eingeladen. Besondere Einladungen ergehen wegen Geldmangels nicht. Anschrift des derzeitigen Vorsitzenden: Cand. med. dent. Hans Burkhardt, Leipzig E. 3, Elisenstr. 150.

*) Die alte Schreibung ist beibehalten, obwohl der Wortlaut gefürzt werden mußte. Anm. d. Schriftleitung.

Lebenslauf

des Studienreferendars Bernhard Tauchnitz.

Ich wurde am 2. November 1904 als Sohn des Zollbetriebsassistenten Hermann Tauchnitz in Dresden geboren. Mein Entwicklungs- und Bildungsgang hat durch die Verhältnisse der Kriegs- und Nachkriegsjahre eine starke Beeinflussung erfahren. Das gezielte Ziel, höherer Lehrer zu werden, konnte ich nur auf Umwegen und mit einer längeren Unterbrechung meiner Arbeiten — ich war während der Inflationszeit im Bankfach tätig — erreichen.

Nach Ablegung der Reifeprüfung an der Oberrealschule Dresden-Johannstadt studierte ich an der Technischen Hochschule Dresden Mathematik, Physik und Geographie. Ich bin Schüler der Herren Professoren Dr. Kowalewski (reine Mathematik), Dr. Dember (Experimental- und theoretische Physik) und Dr. Hassert (Erdkunde). Abgesehen von einigen längeren Reisen, die vor allen Dingen geographischen Studien des deutschen Ostens, sowie verschiedenen Gebieten des Auslandes gewidmet waren, bin ich der Dresdner alma mater bis zur Schlußprüfung treu geblieben. Die Staatsprüfung als Kandidat des höheren Schulamtes in obigen Fächern legte ich im Juni/Juli 1931 ab. Auf meinen Wunsch wies mich das Ministerium für Volksbildung zur Ableistung meines Vorbereitungsdienstes unterm 1. August 1931 der Fürsten- und Landeschule St. Afra zu. Die Freude und den Gewinn an der Arbeit während der ersten fünf Monate meiner Zugehörigkeit zu diesem alt-ehrwürdigen Institut empfinde ich als Lichtblicke in den trüben Tagen unserer gegenwärtigen Notverordnungszeit.

Der Volks-Brockhaus,

Deutsches Sach- und Sprachwörterbuch für Schule und Haus,

darf wohl als das gediegenste, reichhaltigste und billigste Nachschlagebuch gelten, das es zur Zeit in Deutschland gibt. Der handliche, auf 794 Seiten über 3600 Abbildungen und Karten, dazu 71 einfarbige und bunte Karten- und Tafelseiten, sowie 36 Übersichten und Zeittafeln enthaltende Band mit über 36 000 Stichwörtern ist wirklich ein kleines Wunder. Auch als Schülerarbeitsbuch kann er Verwendung finden. An seiner Herstellung sind bewährte Lehrer verschiedener Schulgattungen beteiligt, so daß ein Volks- und Schulbuch zugleich entstanden ist.

Wir haben in jeder Studierstube unseres Alumnates dies Werk zu allgemeiner Benutzung eingestellt und freuen uns, unsern Schülern dadurch ein inhaltreiches, zuverlässiges, in guter deutscher Sprache abgefaßtes, vortrefflich behildertes Auskunftsmitel, das sie gern benutzen, zur Verfügung halten zu können.

Der Preis beträgt für den Ganzleinenband nur Mk. 7,80. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Anschluß hieran sei noch auf folgendes hingewiesen: Das Verzeichnis der billigen Jugendschriften-Hefte des Dürerbundes zur

Bekämpfung der Schundliteratur und Versorgung mit billigen guten Büchern für Menschenbildung und echte Freude steht kostenlos auf Anforderung bei der Geschäftsstelle des Dürerbundes Berlin W 9, Potsdamer Straße 125 zur Verfügung. Höhne.

Familiennachrichten.

Verlobt: Gerhard Hellriegel, Ahr. 15, cand. pharm., 3. J. in Bernstadt.
 Vermählt: Georg Muntzschick, Ahr. 12, Pfarrer in Leisnig, mit Fr. Magdalene Fritzsche in Leipzig, 1. Advent 31. — Fritz Köh, Ahr. 18, Dr. phil., Forstassessor in Dresden, Forteinrichtungsanstalt, mit Fr. Jutta Waentig in Berlin, Oktober 31. — Gerhard Kiedrich, Ahr. 16, Dr. ing., Diplom-Ingenieur in Meissen, Raubental, mit Fr. Anne Kahl in Krefeld, Weihnachten 31.

Geboren ein Sohn: Joachim Lippmann, Ahr. 16, Gerichtsassessor Dr. jur. in Penig, im Oktober. — Eine Tochter: Gerhard Rüger, Ahr. 11, Pfarrer in Glauchau, 19. 5. 31 (Renate).

Bestandene Prüfungen: cand. theol. Werner Ludwig, Ahr. 21, jetzt Mitglied des Predigerseminars in Lückendorf bei Zittau. — cand. med. Hans Benzold, Ahr. 22, Dezember 31. cand. med. dent. Hans Burkhardt, Ahr. 24, Leipzig S 3, Elisenstr. 150. — Horst Gerlach, Ahr. 16, Dr. jur., Assessor in Königstein. — Gerhard Hellriegel, Ahr. 15, zur Zeit in Bernstadt, pharmazeutisches Staatsexamen im Oktober 31.

Befördert: Gottfried Horn, Ahr. 19, unterm 1. 7. 31 zum Oberleutnant zur See befördert unter gleichzeitiger Kommandierung zur 4. Marineartillerie-Abteilung in Cuxhaven. — Hans Gerlach, Ahr. 19, med. pract. am Krankenhaus in Weißenfels, Regierungsbezirk Merseburg.

Geschäftliche Mitteilungen.

- Preise: a. Jahresbezug 1932: 3 RM.
 b. Einzelnummer 1 RM., ältere 0,25; solche des Jahrg. 30 0,50 RM.
 c. Jahresbericht 1929—30: 1 RM.
- Denjenigen Herren, die regelmäßige Spender der Ahrhilfe des Herrn Dr. med. Weber sind, liefern wir den Boten als Zeichen unserer Dankbarkeit unberechnet.
- Die Eltern unserer Schüler erhalten den Boten unentgeltlich, falls nicht ausdrücklich ein zweites Stück bestellt wird.
- Geldsendungen: a. Anschrift: Gemeiner Kasten zu St. Afra, Meissen, Fürstenschule.
 b. Konten: Giro Stadtbank Meissen Nr. 2840,
 Postcheckkonto Dresden Nr. 113 531.
 c. Genaue Angabe der Anschrift, des Aufnahmejahres und des Zwecks der Sendung erbeten.
- Familienanzeigen, Mitteilungen über bestandene Prüfungen, Anzeigen und Berichte über Ahranerzusammenkünfte sind willkommen.
- Anschriften, die fehlerhaft und unvollständig waren, bitten wir zu berichtigen.
- Fernsprecher des Rektors: 3317; des Rentamts: 3436; des Dr. Hansen 3139.
- Ansichtskarten. Der Gemeine Kasten verkauft eine Serie Ansichtspostkarten (Zönafel, Hof, kleiner Zwinger, Heldengedenkstein, Blick vom Primanerberg und Götterfels) zu je 50 Pfg. Es wird gebeten, davon ausgiebigen Gebrauch zu machen.
- Das Ahranische Merkbuch ist zur Jahrtausendfeier in 2. Auflage erschienen und kann von Ahranern zum Selbstkostenpreise von RM. 4.— zuzüglich RM. 0,50 für Porto und Verpackung durch den Gemeinen Kasten bezogen werden.

Die Schriftleitung Konrektor Lic. Höhne.